

Heute, Leserin, führen wir uns sämtliche Sehenswürdigkeiten Monrovias zu Gemüte, begleiten den Schreibenden in eine mentale Misere, üben uns in Atemtechnik und finden nochmals letzte Reste von Schlamm. Dann, Leser, lassen wir uns ein bisschen feiern, schlürfen andächtig Fondue, überlegen uns beim Radeln die wichtigen Fragen des Lebens und versuchen, Brot mit Omelette zu bestellen. Am Schluss sind wir Zeuge, wie mein Göttibub plötzlich ganz schnell altert und finden mitten in der Savanne den Petersdom.

DIE VIER SEHENSWÜRDIGKEITEN MONROVIAS

Monrovia ist eine Zweimillionenstadt, doch der Flughafen ist recht übersichtlich. Eine nationale Airline gibt es nicht. Pro Tag landen und starten hier maximal drei oder vier Flugzeuge. Und hier stand er nun, mit einem riesigen Smile, einem Velo und voller Tatendrang: mein Göttibub Demian. Zum ersten Mal in seinem 24-jährigen Leben in Afrika, zum ersten Mal auf Weltumradlung, und zum ersten Mal überhaupt auf einer grösseren Velotour. Dass man eine Gotte und einen Götti hat, ist in Westafrika eher selten, und viele kennen diese coole Tradition nicht. Wir sagen deshalb stets, Demian sei mein Neffe. Mein Velobauer hat meinem Göttibubneffen netterweise ein Langstreckenvelo zur Verfügung gestellt. Das Velo ist blau, die Gabel rot, das Gewicht ist horrend, und man kann nicht anders, als dieses Velo als ziemlich hässlich zu bezeichnen. Es ist ein Traktor. Aber eben ein wahnsinnig guter Traktor, denn das Ding ist robust, gutmütig und widerstandsfähig ... genau was es braucht eben. Demian weiss natürlich, dass man jedes Velo taufen muss, denn ohne anständigen Namen wird das nix, und also hat er schon seit Monaten über einen adäquaten Namen nachgedacht. Zuerst wollte er «tracteur» wählen, doch schien ihm das dann doch etwas zu gay. Deshalb entschied er sich für den Namen Camionettli. Na prächtig! Der erste Velotag für Demian und Camionettli führte also vom Flughafen nach Monrovia, immerhin 59 Kilometer. Die Einfahrt durch die Suburbs war wie erwartet kein Highlight, aber problemlos. Anders als die Städte Guineas, die allesamt null und nichts zu bieten haben, wartet Monrovia immerhin mit vier Highlights auf: der Ruine eines Luxushotels, einem ausgerangierten Nobelkino, der ältesten Kirche des Landes und dem Landesmuseum. Vier Sehenswürdigkeiten, wow! Wenn das keinen tollen Tag gibt!

Die Ruine konnte man leider nicht betreten, die war grossräumig abgeriegelt. Beim Kino war das schon viel besser, wir standen direkt vor dem Gebäude. Doch war der Mann mit dem Schlüssel unauffindbar. Hmm. Aber Kopf hoch, es gibt ja noch zwei Highlights, nicht wahr? Bei der Kirche hat es fast schon geklappt. Wir standen vor dem alten Gebäude, sahen durch

die Glastür hindurch einen klitzekleinen Ausschnitt des Inneren, aber wegen des laufenden Gottesdiensts durften wir nicht hinein. Easy, wir sind auf Kurs, wir lassen uns nicht entmutigen, denn wir haben ja noch das Nationalmuseum. Es war offen, hurra! Kurz nachdem wir den Rundgang starteten, fiel leider der Strom aus, und man konnte kaum mehr was sehen. Man könnte zusammenfassend sagen, dass der Erfolg des Tages recht mässig war. Doch empfanden wir das nicht als schlimm. Was wir vom Nationalmuseum gesehen hatten, war interessant, und immerhin waren wir einen ganzen Tag beschäftigt. Das eigentliche Highlight war das Feierabendbier in einem der wenigen Lokale. Wir sassen mitten im Tohuwabohu, als ein kleiner Junge vorbeikam und uns anschaute. Er konnte es kaum fassen: zwei Weisse. Er brach in schallendes Gelächter aus. Ich glaube, er überlegte sich, wie scheisse es doch sei, wenn man mit so einer doofen Hautfarbe wie Demian und ich geboren werde. Wir fanden das herzerwärmend, und also lachten wir alle drei aus vollem Herzen. Der Junge kam im Verlauf des frühen Abends noch ein paar Mal vorbei, und jedes Mal war das Resultat das gleiche: Er brach in Gelächter aus und konnte sich kaum erholen. Es bleibt zu hoffen, dass er diesen Enthusiasmus auch in zehn oder zwanzig Jahren noch an den Tag legen kann.

EINE TRAGÖDIE MIT HAPPY END

Von den weltweit zehn ärmsten Ländern liegen fast alle in Westafrika, und Liberia gehört auch dazu. Die Quote für Analphabetismus liegt bei unglaublich hohen 48 Prozent. Das dürfte vor allem dem Bürgerkrieg zuzuschreiben sein, der um die Jahrtausendwende tobte und das ganze Land zum Erliegen brachte. Auf diversen Listen von Vermögen, Einkommen und Bruttoinlandsprodukt wird Liberia sogar noch schlechter eingestuft als Guinea, doch hat man als Gast das umgekehrte Gefühl. In Liberia gibt es mehr Infrastruktur, ab und zu ein Restaurant, einen Supermarkt (selten und teuer, aber immerhin), mehr Schilder, mehr Informationen. Und mehr Bier. In Liberia war es bislang so, dass mich stets viele Leute angesprochen haben, wenn ich abends in einer Bar oder sonstwo bei diesem End-of-the-day-Bier sass. Viele davon waren jung. In Westafrika sind fast alle Menschen jung, die Lebenserwartung liegt in einigen Ländern bei 54 Jahren, und somit bin ich für hiesige Verhältnisse längst über dem Ablaufdatum. Wer sich abends in Strassen und Bars herumtreibt, ist sowieso ausschliesslich jung, denn wer nicht jung ist, liegt ab 19 Uhr im Bett oder ist über dem Jordan (oder auf Westafrika umgemünzt: über dem Tschad). Bislang sind diese Jungen auf mich zugekommen, wir haben gequatscht und es war wunderbar.

Seit Demians Ankunft verlief das auf tragische Art und Weise anders. Wer abends unterwegs war, steuerte geradewegs auf IHN zu und liess den daneben sitzenden, alten Sack links liegen. Sie SAHEN mich gar nicht! Hilfe, ich war unsichtbar geworden! Ich muss euch

wohl nicht speziell erwähnen, dass ich das nicht allzu cool fand. Aber ich konnte es einigermaßen nachvollziehen, so ist das Leben. Nun, das ist erst die Hälfte der Misere. Demian spricht nämlich verdammt gut Englisch und verstand auch das elende Gebrummel, das die Einheimischen «Amerikanisch» nennen, hervorragend. Ich weiss nicht, wie er das hinkriegt. Ich verstand stets nur die Hälfte. Wir sassen eines Abends in Monrovia in der Hotelbar, wo einige Einheimische mit uns schekerten, doch wenn ich sage «mit uns», meine ich natürlich vor allem «mit Demian», denn erstens, ihr wisst es, war ich für sie unsichtbar, und zweitens verstand ich sowieso nur die Hälfte. Ich sagte aber doch ab und zu etwas, ich hatte doch immerhin sieben Jahre lang Englisch in der Schule. Einer der Einheimischen diskutierte eine gefühlte halbe Stunde mit Demian, ohne mich auch nur ein einziges Mal anzusehen, und fragte ihn irgendwann, ohne mich eines Blicks zu würdigen, aber mit der Hand auf michweisend: «Und er da, wieso spricht er kein Englisch?»

Würg.

Er redete von mir in der dritten Person Singular, obwohl ich neben ihm sass! Ohne mich anzusehen! Das war zu viel. Es war dies der Moment, in dem ich mich fragte, ob es wirklich eine gute Idee war, mit einem 35 Jahre jüngeren Göttibub nach Westafrika zu kommen. Falls ihr es noch nicht gemerkt habt: Mein Ego war ganz grässlich in Schieflage.

Nun, manchmal ist das Leben wirklich fair. An der Grenze zu Guinea kehrte das Glück zurück. Denn in Guinea spricht man französisch. Demian versteht recht gut Französisch, aber mit dem Sprechen hapert es etwas. Und somit sind die Karten wieder neu verteilt. Und, MAIS OUI!, ich gebe zu, dass ich es ganz attraktiv finde, wieder sichtbar zu sein. Das Reisen mit meinem Göttibubneffen ist wieder wunderbar.

PFFFF

Versucht mal, dieses Pffff möglichst laut zu sagen. Ich wette 1000 Liberiadollar, dass ihr die Luft AUSgeblasen habt, stimmt's? Ich sage euch, die Menschen Liberias machen es umgekehrt, die saugen die Luft EIN, wenn sie Pffff sagen, und sie bringen eine unglaublich durchdringende Lautstärke hin. Pffff heisst mehr oder weniger «Hallo» Hinter jeder Ecke, aus jedem Haus und hinter jedem Kautschukbaum dröhnte von morgens bis abends ein immens lautes Pffff an unsere Ohren. Das ist anders als in Guinea, wo jedes Kind «Toubabou» schrie, was so viel heisst wie «Weisser». Nein, in Liberia ist es Pffff. Wenn in der Schweiz ein Mann öffentlich und einatmend dieses laute Pffff macht, kommt das im Normalfall nicht wahnsinnig gut an, dieser Laut endete wie «Fräulein, zahlen bitte» längst auf dem linguistischen Scheiterhaufen der Geschichte. Aber in Liberia ist das weder anrühlich noch veraltet. Demian und ich haben es stundenlang geübt, aber ich muss sagen, ich kriege das einfach nicht richtig hin.

EIN BISSCHEN SCHLAMM FÜR DEMIAN

Das Grenzgebiet zwischen Liberia und der Elfenbeinküste gilt als unsicher. Wer von Liberia in die Elfenbeinküste möchte, kommt nicht darum herum, zuerst nach Guinea zu reisen. Für mich bedeutete das: dorthin, wo ich zwei Wochen vorher bereits war. Die 385 Kilometer von Nzerekore in Guinea bis Monrovia radelte ich in der Folge nicht nur von Norden nach Süden, sondern jetzt auch in umgekehrter Richtung wieder zurück. Ursprünglich hatten wir geplant gehabt, diese Strecke mit einem Bus zu machen, denn wer will denn schon zweimal die gleiche Strecke radeln, aber erstens hatte niemand Lust auf Busfahren, zweitens gab es sowieso keinen Bus, und drittens wollte Demian unbedingt diese coole Schlammstrecke fahren ... per Velo! Er kriegte sie. Heissa, das hat ihm ja so gefallen. Man muss aber sagen, dass die Schlammstrecke nur noch an einigen Stellen ganz im Süden diesen Ausdruck verdient, denn seit einigen Tagen scheint die Regenzeit definitiv vorbei zu sein, und die Erdstrasse wird aktuell überall repariert und instand gestellt. Aber ja, ein bisschen Schlamm war für Demian zum Glück noch übrig. Er war ganz glücklich.

«SCHÖN, BIST DU WIEDER DA!»

Ich war wegen anderen Dingen glücklich. Wo immer wir auch durchkamen, das «Welcome back» respektive «Bienvenu de retour» war unglaublich. Ob Zöllnerinnen, Gendarmen, Receptionistinnen oder Teebudenbetreiber ... ganz, ganz viele erkannten mich wieder! Die Leute am Zoll waren bestens aufgelegt und meinten, in den letzten zwölf Tagen sei kein Bleichgesicht mehr über die Grenze gekommen, was angesichts der (offiziell unpässierbaren) Schlammstrecken ja auch nicht soooo erstaunlich ist. Als der eine Zöllner meinen Reisepass durchblätterte und ich die an der Wand hängende Landkarte studierte, meinte er lächelnd: «Ach, diese Landkarte hast du doch schon vor zehn Tagen angeguckt, haha!». Bei Jean war es noch lustiger. Er betreibt eine Teebude irgendwo auf der Schlammstrecke, und beim Hinweg hatten wir unsere Telefonnummern ausgetauscht. Als ich ihm per WhatsApp schrieb, ich würde in Bälde mit meinem Neffen zurückfahren, meinte er frohlockend: «Na wunderbar, ich habe eine Überraschung für dich!»

Als wir nun bei Jean in der Teebude hockten, gab er seine Überraschung zum besten: zwei gesponserte Getränke und vor allem einen Jungen aus der Nachbarschaft. Er hat das Downsyndrom und hilft Jean ab und zu ein bisschen in der Teebude. Er sang uns mit dem Mikrofon ein Karaoke-Ständchen, und weil Jean alle möglichen Lautsprecher und Verstärker eingeschaltet hatte, wurde das halbe Dorf beschallt. Vor der Teebude versammelte sich eine grosse, jubelnde Menschenmenge. Das war ja so liebenswürdig. Kaum 24 Stunden in Guinea,

hatte sich Demian schon in Guinea verliebt. Und ich war so oder so glücklich, denn ich war offensichtlich nicht bloss wieder sichtbar, sondern wurde wie ein alter Bekannter empfangen.

MOITIÉ-MOITIÉ

Im ersten Kaff in Guinea kochten wir das Fondue, das Demian von der Schweiz mitgebracht hatte, hurra. Weil in Liberia nur schwammiges Brot (wie in den USA) erhältlich ist, in Guinea aber Baguette, musste der Schmaus eben eine Weile warten. Ach, köstlich war es, und als wir dann an jenem Abend noch auf dem Handy diverse Folgen von «Tschugger» schauten, war das Fest perfekt. Da die Matratze im stickigen Zimmer (wie auf dem Hinweg) etwas gar stark nach Krabbeltieren aussah, schliefen wir von Beginn weg vor dem Hotelzimmer auf dem Fliesenboden.

FRAGEN ZUM SEIN UND NICHTSEIN

Während des Radelns hat man genug Zeit, sich die wichtigen Fragen des Lebens zu stellen. Zum Beispiel, wie ein Mann aus Liberia heisst. Ein Mann aus Frankreich, das ist ein Franzose, und einer aus Italien ist ein Italiener, ganz einfach. Aber ein Mann aus Liberia, wie nennt man den? Ist es der Liberer? Der Liberianer? Oder der Liberiakke? Angesichts der nationalen Begeisterung für Fussball, überlegte ich mir, könnte es natürlich auch der Libero sein. Bei der Frau aus der Elfenbeinküste fiel es mir einfach, zack, da hatten wir sie: die Ivorerin. Auch bei Ghana war es einfach: die Ghanaerin. Doch beim Mann aus Guinea kriegte ich es einfach nicht auf die Reihe.

Stundenlang überlegte ich mir: Guineaner? Guinone? Guineer? Anstatt mit teurem Roaming auf dem Handy nach einer Antwort zu suchen, fand ich es viel witziger, kreative Lösungen auszuhecken. Und das machte richtig Freude. Heisst die Frau (da Guinea ja mal französisch war) vielleicht Guinzösin? Nach einigen weiteren Stunden begann ich, den Ansatz anders anzugehen. Könnte es sein, dass vielleicht verschiedene Begriffe richtig sind, zum Beispiel je nach Berufsgattung? Könnte es sein, dass eine Frau aus Guinea, die im Kino arbeitet, eine Guineastin ist? Okay, das ist vielleicht ein blödes Beispiel, zumal es in Guinea keine Kinos zu geben scheint und folglich auch kein Mensch in einem Kino arbeitet. Nehmen wir deshalb besser einen Mann aus Guinea, der Bäcker ist. Ist das ein Guinäcker? Und nennt man die Frauenärztin, logischerweise, Guinäkolodin? Am nächsten Tag fand ich, man müsse das linguistische Rätsel vielleicht mit dem Adjektiv ansehen. Nehmen wir das Beispiel mit dem Essen. Wir haben das senegalesische Essen, das mauretanische, das togolesische. Wie heisst das im Fall von Guinea? Ist das dann das guinäre Essen? Dieses Adjektiv gefiel mir sehr. Am

ritten Tag hatte ich ein Heidenfest auf dem Velo, denn ich überlegte mir: Unser nationales Gesangstalent Nemo stammt ja aus dem schweizerischen Biel und nicht aus Guinea. Und somit ist Nemo also ... non-guinär. Haha, der ist super, gell!

NEIN, ES GIBT KEIN ESSEN

Afrika bringt uns immer wieder ins Staunen. Im letzten Restaurant vor der Grenze machten wir Halt. Es war eine einfache Bretterbude. Die Angestellte, die wohl auch die Besitzerin war, lag auf einer Holzbank und öffnete ein Auge. Zum Öffnen beider Augen war sie wohl zu müde.

Wir: «Guten Tag. Können wir hier etwas essen?»

Sie: «Nein.»

Wir: «Oh, schade, haben Sie kein Brot?»

Sie (setzt sich ein bisschen auf): «Nein.»

Wir: «Schade, Sie haben auch keine Omeletten?»

Sie: «Nein.»

Wir: «Aber hier hat es doch Eier.»

Sie (legt sich wieder hin): «Ja, Eier hat es.»

Wir: «Aber dann können Sie uns doch sicher Omeletten machen?»

Sie: «Ja, Omeletten kann ich machen.»

Wir: «Aber wenn Sie Omeletten machen, haben Sie doch bestimmt auch Brot?»

Sie (setzt sich ein bisschen auf): «Ja, Brot hat es.»

Wir: «Na wunderbar. Also bestellen wir zweimal Brot mit Omeletten!»

Diese Geschichte wiederholt sich täglich. Afrika ist der einzige Kontinent, der insgesamt kaum vom Fleck kommt. Bei kleineren und grösseren Geschichten wie der obigen ist man nicht nur überrascht darüber.

WIE DER GÖTTIBUB GANZ SCHNELL ÄLTER WIRD

Der Zöllner an der Grenze zur Elfenbeinküste war sympathisch. Auf seinem Schreibtisch herrschte, vorsichtig formuliert, ein ziemliches Durcheinander. Dutzende von handgeschriebenen Papierchen lagen herum. Er schaute unsere Reisepässe an und griff solange nach diesen Papieren, bis er eines fand, das auf der Rückseite noch nicht beschriftet war. Als nächstes suchte er auf dem Schreibtisch einen Kugelschreiber und fand bald einen. Der war zwar rot, aber das schien ihn nicht zu stören. Er schrieb mit diesem roten Kugelschreiber «Entrées» auf den Bogen, und darunter so etwa alles, was dem Büchlein zu entlocken war, zusätzlich

noch Telefonnummer, Wohnort, Name des Vaters und der Mutter und sonst noch einige sehr, sehr wichtige Dinge. Er fragte zum Beispiel, wie denn das Land heisse, aus dem wir stammten, und nachdem wir ihm artig «Suisse» antworteten, schrieb er mit seiner wackligen Schrift SUICE auf das verschrumpelte Papierchen. Haha, so lustig. Nun schaute er mich an und fragte nach meinem Alter. Er schrieb die Zahl 59 auf einen der letzten freien Quadratzentimeter. Nun schaute er Demian an. Und ich sage euch, jetzt kommt das Highlight. Demian wollte «vingt-quatre» sagen, 24 eben, doch hatte er offensichtlich etwas Probleme mit den Zahlen und sagte lächelnd: «Quatre-vingt!» Und wisst ihr, was der Zöllner, der symathische, nun auf den allerletzten, freien Quadratzentimeter schrieb? Ja, genau, er schrieb «80» hin. Wenn ich nicht eingegriffen hätte, würde jetzt in der offiziellen Einreiseliste bei meinem Göttibub die Altersangabe 80 stehen, und ich frage mich, wie uralt denn ICH sein müsste. Aber das war nun eh hinfällig, und Hand aufs Herz, ich glaube nicht, dass diese Liste lange lebt. Wahrscheinlich endet sie zuerst im immensen Dschungel auf dem Schreibtisch und dann dort, wo aller Abfall landet: im Strassengraben.

AUFSTIEG UND FALL VON YAMOUSSOUKRO

Der erste Präsident des 1960 unabhängig gewordenen Staats Elfenbeinküste stammte aus der Kleinstadt Yamoussoukro, irgendwo im Zentrum des Landes. Dass die Sechsmillionenstadt Abidjan automatisch die Hauptstadt wurde, stresste ihn sehr, und also ernannte er bald dieses Kaff in der Savanne zum neuen politischen Zentrum. Der Präsident hatte grosse Pläne. Yamoussoukro, fand er, müsse auch international zu einem ganz wichtigen Ort werden. Ihm schwebte vor, den Hauptsitz der Unicef hierher zu holen, und irgendwie ging er davon aus, dass die Zeit von Rom als Zentrum der katholischen Kirche gezählt sei und in absehbarer Zeit ein neues Zentrum ernannt werde. Um Yamoussoukro in die Pole Position der Kandidaten zu setzen, liess er den Petersdom mehr oder weniger 1:1 nachbauen. Die «Basilica de notre Irgendetwas» steht nun irgendwo auf einem immensen Gelände. Der Bau dürfte zwischen 200 und 500 Millionen Dollar gekostet haben, so genau weiss das niemand. Der Präsident beteuerte stets, er habe den Koloss aus der eigenen Tasche bezahlt.

Die Dimensionen sind enorm. In der Basilika finden 18 000 Leute Platz, auf dem Vorplatz derer 120 000. Die Kuppel ist sogar noch etwas höher als das Original. Das Ding ist die grösste Kirche Afrikas und weltweit die grösste Basilika. Aber all das täuscht natürlich nicht darüber hinweg, dass das Ganze ein Witz ist. Man hat das Gefühl, ein irrealer Betonkoloss mit ganz vielen Säulen erhebe sich aus einem riesigen Parklatz in der Savanne. Die Basilika zu Yamoussoukro kommt weitgehend ohne Charme aus. Nur im Innern verzichtete der Architekt teilweise darauf, das Original zu kopieren ... zum Beispiel bei den Kirchenfenstern.

Und genau dort funktioniert es, denn sie sind echt wunderschön. Tja, aber das war es dann auch. Der Besuch ist spannend, aber wenn man sieht, in welchen Bedingungen die Mehrheit der Bevölkerung lebt und haust, kommt das ziemlich schräg herüber.

Nicht ganz überraschend blieb Yamoussoukro der internationale Durchbruch verwehrt. Dank dreimaligem Besuch von Papst Johannes Paul II: füllte sich zwar dreimal die Basilika, aber seit 30 Jahren bleibt das Ganze mehr oder weniger leer. Das Zentrum der katholischen Kirche wurde nicht nach Yamoussoukro verlegt, und die Unicef blieb gern am alten Ort. In Yamoussoukro sind einige nationale Ministerien, aber es ist noch immer, was es immer war: ein Kaff. Aber eines mit wahnsinnig breiten Strassen. Vorläufig ist Yamoussoukro also noch nicht ganz in der Kategorie von New York, London und Sydney. Aber was nicht isst, kann ja noch werden, gell. Wir drücken die Daumen.